TELEPOLIS

Vom Sommer, dem Trinken und dem Land der großen Gegensätze

Rudolf Stumberger *17.08.2013*

Auf der Suche nach Amerika V

Die USA sind ein großes, weites Land. So groß, dass zwischen New York und Seattle eine Menge an politischen Positionen hineinpasst. Steigt man zum Beispiel in Havre/Montana aus dem Zug, so ist man nicht weit entfernt von einer der Hutterer-Kolonien. Dort bringt man es fertig, eine Art kommunistische Lebensweise mit einer extrem konservativen politischen Anschauung zu verbinden.

Teil IV::Die unsichtbaren Bilder oder der Dicke mit der Knarre im Colony Pub von Aurora[1]

Die religiöse Gruppe der Täufer war im 16. Jahrhundert aus Tirol vor der Verfolgung geflohen, erst nach Mähren, dann in die Ukraine des Zarenreiches, um 1870 schließlich nach Amerika auszuwandern. Heute leben rund 50.000 Hutterer in 500 Gemeinden in Kanada und den US-Bundesstaaten Montana und South Dakota. Es sind sehr freundliche und gastfreundliche Menschen.

Es ist nachmittags gegen 16 Uhr, als ich an diesem Freitag in Havre aus dem Amtrak-Zug steige. Mehr als 2000 Kilometer und eine unbequeme Nacht im Sitz liegen hinter mir, seit ich in Chicago in den "Empire Builder", den Personen-Zug zur amerikanischen Westküste, eingestiegen bin. Havre liegt gut 40 Kilometer westwärts von North Harlem und der Zug hat eine Stunde Verspätung. Eli – ein Mann von 63 Jahren mit weißem Bart, oben wenig Haare - holt mich vom Bahnhof ab und er lädt mich zum Essen in eine Pizza-Kette ein.

Die Fahrt mit dem Geländewagen bringt uns nach Norden und irgendwann passieren wir dann die noch grünen Felder der Kolonie – 20.000 Acres bewirtschaften sie hier, das sind etwa 8000 Hektar oder 80 Quadratkilometer. Es ist auf jeden Fall eine Menge Land, von dem es sich leben lässt. Riesige Mähdrescher, modernste Traktoren zum Preis von 300.000 Dollar und einige große Lastwagen, die ich später sehen werde, zeugen von Wohlstand.

Schließlich biegen wir von der Straße rechts ab auf eine unasphaltierte Piste und auf einer kleinen Anhöhe erreichen wir die Kolonie: Eine Ansammlung moderner Flachbauten. In der Mitte die zentrale Küche mit dem Speisesaal für alle. Darum herum die Wohnhäuser mit grünem Rasen. Elf Familien mit 43 Menschen bilden die "North Harlem"-Kolonie, man siedelt hier seit 1961. Es gibt keinen Privatbesitz. Die Kolonie gehört zu den "Darius-Leut", denen 170 Gemeinden angehören. Von den "Schmiedel-Leut" gibt es 185 Kolonien, von den "Lehrer-Leut" 150. Sie unterscheiden sich durch den Grad an Konservatismus.

Prinzip Ordnung

Wenn ein Prinzip in der Siedlung sichtbar wird, dann ist es das der Ordnung. Tische sind mit Klarsichtfolie überzogen, die Rasen gemäht, die Häuser sauber und der technische Fuhrpark gepflegt. Die Abgeschiedenheit hilft, die Lebensweise aufrechtzuerhalten. In der Weite Montanas kann man unter sich bleiben, der nächste Ort, North Harlem, ist zehn Kilometer entfernt.

Fernsehen gibt es nicht in der Kolonie. Und Scheidung, Homosexualität oder Abtreibung sind keine Bestandteile dieser Welt, ebenso wenig wie die Anerkennung der Evolution. Ihre Grenzen sind eng und die Dinge bestimmt und auf dem Tisch liegen Zeitschriften, deren rechtes Weltbild fest geschlossen ist. Die in Washington sind die "Radikalen".

Das Gegenteil dieses ultrakonservativen Amerika ist in Portland/Oregon zu sehen. Dort haben sie erst einmal den amerikanischen Kultgegenstand Nummer 1, das Auto, geschlachtet. Es ist die einzige Stadt in den USA, die ich kenne, in der eine hochmoderne Straßenbahn fährt. So richtig als Transportmittel und nicht als Touristenattraktion. Und die zusätzlich auf das Fahrrad setzt: Mit Fahrradwegen parallel zu den Autostraßen. Und wenn man in Portland Auto fährt, dann gerne mit dem Mini – die Stadt ist eben anders, versteht sich als Avantgarde, was ökologisches Denken anbelangt.

Von hier kommen die Trends: Zur Zeit ist Vielfalt und Individualität angesagt. Davon zeugen 50 Mikrobrauereien und in den Restaurants bereiten sie als letzter Schrei den Kaffee direkt am Tisch zu. Das Neueste: Food-Sharing. Das heißt, man bestellt lauter Beilagen oder Einzelspeisen und isst diese dann gemeinsam in der Runde. Kommt wahrscheinlich demnächst zu uns, so wie der Starbucks-Kaffee.

On the Road

Noch einmal zurück in den Osten, nach Lowell im Staate Massachusetts. In der Stadt mit ihren 108.000 Einwohnern kann man auch einem Gegensatz nachgehen: Dem zwischen dem Manifest der Jugend und der Unerbittlichkeit des Seins. In Lowell liegt Jack Kerouac begraben.



Am Grab von Jack Kerouc. Bild: R. Stumberger

Jack Kerouac, dessen Buch "On the Road" mir vor einigen Monaten wieder in die Hände fiel. Und damit die Erinnerung an jenes Gefühl der Jugend, dessen absolute Verdichtung Kerouacs Roman zu verkörpern schien: Freiheit, Sex, Rausch. "On the Road", auf Deutsch ("Unterwegs") 1968 veröffentlicht, wurde zum Kultbuch der damaligen Generation. Ich, vom Geburtsdatum verspätet, habe es erst in den 1970er gelesen. Es handelt von der "Beat"-Generation der Nachkriegs-Jahre, ihrem Aufbegehren gegen die Konventionen, den Autofahrten von der Ost- bis an die Westküste der USA, von Beziehungen und sexuellen Abenteuern, von Alkohol, Drogen und Jazz, schließlich vom Schreiben. Kurzum: Vom Leben jenseits unseres grau empfunden Alltags zwischen der Neubausiedlung am Stadtrand und der nächsten Schulaufgabe. "On the Road", das war Amerika und Alles.

Ich treffe Roger Brunelle in dem kleinen Park an der Biegung des Ostkanals, unweit der Peige Street. 1988 hat die Stadt ihrem literarischen Sohn hier ein Denkmal gesetzt, große graue Steinquader, auf denen Texte aus seinen Büchern eingraviert sind. Was ist über das Ende von Jack Kerouac zu sagen? Dass er mit einer Magenblutung ("hemorrhaging esophageal varices") in die Notfallstation eingeliefert wurde und dort starb (die "klassische Todesart des Trinkers", wird sein Biograf Gerald Nicosia schreiben). Er wurde 47 Jahre alt. Dass er sich zu Tode soff, schon vormittags vor dem Fernseher Alkohol trank, bei seiner Mutter lebte, den Vietnam-Krieg für in Ordnung hielt, Juden hasste. Zum Ende hin war er für die Nachbarschaft der besoffene Schriftsteller mit Übergewicht.

"Tja, warum hat er so viel gesoffen", sagt Roger. Roger ist ehemaliger Latein- und Französischlehrer und macht in Lowell Führungen auf den Spuren von Kerouac. Wir sind in seinem Auto unterwegs durch die Stadt, weil es aber regnet sind die Scheiben beschlagen und ich wundere mich, wie Roger mit seinen 78 Jahren noch was auf der Straße erkennen kann. "Natürlich wegen dieser verdammten Frage – Warum?", regt sich Roger jetzt ein bisschen auf und wird lauter. "Warum sind wir hier auf diesem verdammten Planeten und warum ist das Leben so verdammt kurz?"

So ist das. Aber so soll diese Serie über Amerika nicht enden. Sondern mit einer kleinen Geschichte aus Aurora/Oregon. Manchmal laufe ich mit einem etwas grimmigen Gesichtsausdruck herum, das ist, weil ich als Freiberufler nur eine Armutsrente bekommen werde. So auch am Freitag, den 21. Juni gegen 14 Uhr in der Main Street. Und dann geht diese mir völlig unbekannte Frau vorbei und sagt beiläufig: "Smile – it's summer!" ("Lächle, es ist doch Sommer!"). Das fand ich nett und so kann man doch eine Sommerserie enden lassen.

Anhang

Links

[1] http://www.heise.de/tp/artikel/39/39688/1.html

Artikel URL: http://www.heise.de/tp/artikel/39/39689/1.html
Copyright © Telepolis, Heise Zeitschriften Verlag